Nr. 289. 14. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo" erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt") beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Post-Katalogs 3334) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolportöre wöchentl. 30 ₰ frei in's Haus.
Einzelne Nummer 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Sonntags-Beilage „Die Neue Welt" 10 ₰.
Verantwortlicher Redaktör: Gustav Wabersky in Hamburg.

Mittwoch, den 12. Dezember 1900.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme
in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), in den Filialen, sowie in sämmtlichen Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Filialen: Nord-St. Pauli, Eimsbüttel, Langenfelde, Lokstedt und Eidelstedt bei Carl Dreyer, Belle-Alliancestr. 54, pt. l., Eimsbüttel. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel, Fuhlsbüttel, Ohlsdorf und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51, Eppendorf. Barmbek, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heitmannstraße 12, Barmbek. St. Georg, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn und Schiffbek bei Carl Ortel, Baustr. 26, Hs. 8, 1. Etage, Borgfelde. Hammerbrook, Rothenburgsort, Billwärder und Veddel bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33, Hammerbrook. Eilbek, Wandsbek und Hinschenfelde bei Franz Krüger, Sternstr. 36, Wandsbek. Altona bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 89, Altona. Ottensen, Bahrenfeld, Othmarschen-Blankenese bei Johannes Heine, Erdmannstr. 14, Ottensen.

Hierzu eine Beilage.

Die Erklärung des Schatzsekretärs.

Freuet euch, deutsche Steuerzahler! Freuet euch über die Weihnachtsbotschaft des Schatzsekretärs v. Thielmann über die verblüffend schlechte Finanzlage des Reiches und über die weitere Chinaforderung von 100 Millionen!

Es war eine Variation des Studentenliedes:

Was fang' ich armer Teufel an?
Die Gelder sind verzehret;
Mein Hab' und Gut ist all' verthan,
Der Beutel ausgeleert.
Und daraus folgt der harte Schluß ...

Daß ich neue Steuern fordern muß. Denn Anleihen, deren Verzinsung übrigens auch durch Steuern aufgebracht werden müßten, seien nicht zu empfehlen. Ohne eine dauernde Verstärkung der Reichshauptkasse sei aber nicht mehr auszukommen, sagte Herr v. Thielmann. Und die warmen Köpfe der Khakipolitiker, die immer versicherten, China müsse uns unsere sämmtlichen Kosten vergüten, kühlte er mit dem kalten Wasserstrahl ab: Eine Rückzahlung sei von China nicht zu erwarten.

Eine liebliche Weihnachtsbescheerung!

Eugen Richter schlug vor, die Einzelstaaten zur Deckung der Fehlbeträge heranzuziehen, wozu das Hauptorgan der Demokratie bemerkt, es wäre nicht mehr als billig, wenn man den Einzelstaaten, die zum Theil über erhebliche Ueberschüsse verfügen (man beachte: zum Theil!), einen guten Prozentsatz der Kosten für eine Politik aufbürdete, der ihre Regierungen so bereitwillig zustimmten. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi: „Wenn die Regierungen Böcke schießen, müssen es die Steuerzahler büßen," die gar nicht gefragt wurden, ob ihnen das Chinaabenteuer zusagt.

Weiter wird eine Reichs-Einkommen- oder Reichsvermögenssteuer angeregt, „die wie keine andere geeignet sei, die potenten Kreise für so außergewöhnliche Bedürfnisse heranzuziehen, wie sie jetzt vorliegen". Eben deshalb aber werden die hochpatriotischen „potenten Kreise" von ihr nichts wissen wollen. So oft eine solche vorgeschlagen wurde, so bei der Militärvorlage unter Caprivi, und bei der letzten Flottenvorlage, stieß sie auf den Widerstand der „potenten Kreise".

Es kommt allemal wieder darauf hinaus, daß der breite Rücken der Massen herhalten muß, ob ihm auch längst die Rippen krachen. Wenn der Steuerquellenfinder des Zentrums, Müller-Fulda, keine neuen indirekten Steuern entdeckt, wird es wohl auf Erhöhung des Zolltarifs hinauslaufen. Das wäre dann Wasser auf die Mühle der agrarischen Brotwucherer und ihrer nationalliberalen Helfershelfer, die vermuthlich auch deshalb sich für Erhöhung der Getreidezölle erklärt haben, weil dieser Schutzzoll (Schmutzzoll wäre richtiger) zugleich als Finanzzoll wirkt, dem Fiskus höhere Einnahmen zuführt und also auch ein Schutzzoll ist für die großen Kassen der Kapitalisten, die er vor Zuschlägen zu den direkten Steuern schützt.

„Der Kutscher muß nüchtern sein," sagt ein Sprichwort; er muß nüchtern sein, auch wenn die Passagiere betrunken sind. In dem China-Abenteuer war aber der Kutscher der von der Weltpolitik Berauschte. Wir meinen natürlich nicht den alten Hohenlohe, der sozusagen als Hohenlohengrin sich davon machte, als Elsa Reichstag kam, „zu befragen und Wissens Sorge zu tragen". — sondern den Macher der Chinapolitik, Bernhard v. Bülow, der schon in der Marinedebatte, als die Wirren in China noch fest schliefen, seinen weltpolitischen Trank braute, der von den Offiziösen, Flottenprofessoren und anderen Wassersüchtigen so eifrig verzapft wurde, um die Bevölkerung gleichfalls trunken zu machen.

Die Erklärung des Herrn v. Thielmann wird wohl eine starke Ernüchterung der Weltpolitiker bewirkt haben, schreiben die Blätter. Wird sie das wirklich? Schwerlich mehr als einen geringen Bruchtheil derselben. Die Fata Morgana, die ihnen goldene Hesperidenäpfel in künftigen Zeiten, nach Beilegung der Wirren, vorspiegelt, schwebt der großkapitalistischen Phantasie noch immer vor, wenn auch vielleicht etwas verblaßt. Aber mundus vult decipi, wie Laeisz sagt: „die Weltpolitiker wollen getäuscht sein."

Hinlänglichen Grund zur Ernüchterung giebt nicht allein die finanzielle Seite. Die aus China kommenden Berichte über die Unbilden des Landes, worunter unsere Soldaten zu leiden haben, sind derart, daß sich bei deren Lektüre das Herz zusammenkrampft, auch wenn man nicht an Hypersentimentalität leidet.

Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" in Tientsin klagt in seinem jüngsten Bericht über die bösen Sandstürme, die Wandel und Verkehr in Stockung bringen, weil die vom Winde mit furchtbarer Gewalt gepeitschten Sandkörnchen in die Augen stechen, daß diese in einem Moment blutunterlaufen und Nase und Mund in wenigen Minuten mit Sand gefüllt sind. Schlimmer noch seien die unberechenbar auftretenden kalten Winde und Regenschauer und die trostlosen Wasserverhältnisse, denen einzig und allein zuzuschreiben ist, daß weit über 30 Prozent aller Soldaten an Ruhr, Rheumatismus oder Fieber erkrankt sind. In Peking stirbt, nach der Aussage eines Offiziers, täglich durchschnittlich ein Mann pro Bataillon. „Rechnen wir, daß jetzt acht Bataillone deutscher Truppen in und um Peking stehen, so würde demnach in 100 Tagen der achte Theil der Truppen, gleich einem ganzen Bataillon, zwar nicht dem waffentragenden Feinde, aber dem schlimmeren, dem Klima, zum Opfer fallen müssen! Dabei sei mit Sicherheit anzunehmen, daß die Verluste mit Einbruch des Winters wachsen werden."

Eine Rache- und Strafexpedition haben wir nach China gesendet. Die Gestraften aber sind — wir selber.

Von der Weltbühne.

Aus dem Reichstage. Berlin, 10. Dezember. Die Stimmung, welche heute, bei Beginn der ersten Berathung des Etats, unter den Mehrheitsparteien herrschte, läßt sich schwer schildern. Sie glich der Stimmung, die in einem Kegel- oder Skatklub herrschen würde, der sich versammelt, um für die Jahresüberschüsse einen vergnügten Abend zu verleben, und nun durch den Kassirer die Mittheilung erhält, daß bei früheren Zusammenkünften schon mehr verzehrt ist, als Geld in der Kasse war. Nicht allein das erwartete Vergnügen ist dahin, sondern es muß Geld gezahlt werden, wofür es nichts mehr giebt. Die Rede, mit welcher der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Herr v. Thielmann, den Etat begründete, war genau genommen eine Anklage gegen die Politik der vergangenen Jahre. Der Sinn seiner Worte läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen: Wir haben eine Reihe von Jahren eine nie dagewesene Prosperität gehabt; die Einnahmen des Reiches stiegen mit unglaublicher Schnelligkeit, aber wir haben unsere Ausgaben den Einnahmen entsprechend gesteigert, ja sind darüber noch hinausgegangen und haben trotz des Ueberflusses Schulden gemacht. Das Verhängnißvolle ist aber, daß wir nicht nur nichts gespart und Schulden kontrahirt, sondern daß wir auch Verpflichtungen übernommen haben, die uns zwingen, auch in Zukunft die hohen, ja selbst höhere Ausgaben zu machen. Voraussichtlich gehen aber die Einnahmen rapid zurück. Thielmanns Rede war die verschleierte Bankerotterklärung der Politik des Wasser- und Landmilitarismus, der Weltpolitik und des Khakikurses.

Wie anders klang das sonst. Wir haben heidenmäßig viel Geld, hieß es, als vor drei Jahren die Flottenvorlage kam. Mit Geldüberfluß wurde vor zwei Jahren geprahlt, als die Militärvorlage berathen wurde, und im vorigen Jahre bei der zweiten Flottenvorlage erklärte der Staatssekretär, er wisse gar nicht, wo er mit allem Gelde bleiben solle.

Nun die Klagen. Sie sind die Einleitung zu neuen Steuervorlagen. Das erste Verlangen bei Neugestaltung des Zolltarifs wird sein, denselben so einzurichten, daß neue Hunderte Millionen Mehreinnahmen herauskommen. Da zeigt sich der frevelhafte Leichtsinn, mit welchem die Mehrheit des Reichstages in den vergangenen Jahren die Neubelastungen beschlossen hat. Schon im Spätsommer dieses Jahres erkannte die Regierung, daß ohne Gefährdung des Geldmarktes sich neue Anleihen nicht auf dem deutschen Markte unterbringen lassen, und doch muß in der nächsten Zeit mehr als eine Viertel Milliarde gepumpt werden. Diese Summen in der Gegenwart dem Verkehr entziehen, heißt aus der schleichenden eine akute Krisis mit besonderer Schärfe machen. Und in dieser Krise mit neuen Steuervorlagen vorgehen, heißt den größten Theil des Erwerbslebens auf's Tiefste erschüttern. Das Vorhandensein einer Krise wird mit Bedauern konstatirt, aber kleinlaut hinzugefügt: wir müssen Maßregeln ergreifen, die mit Nothwendigkeit zur Verschlimmerung der Lage führen. Wie saßen sie nun da, die bewilligungsfreudigen Elemente der letzten Jahre, die Herren Lieber, Müller-Fulda, Rickert, Sattler und Genossen. Nun sehen sie, welche Suppe sie eingebrockt haben und denken mit Schaudern an das Auslöffeln.

Da die „patriotischen" Phrasen nicht angebracht waren, schickte das Zentrum seinen Rechner und Entdecker neuer Steuern, den Abgeordneten Müller-Fulda vor. Gewiß war er im Stande, nachzuweisen, daß an einer Stelle ein paar Hundert, an anderer ein paar Tausend Mark gespart werden können; aber diese Sparreden machen den Eindruck, als ob ein Abgeordneter ein Panzerschiff im Preise von zwanzig Millionen Mark bewilligen will, dann aber vorschlägt, die Flagge aus ganz ordinärem Stoff und nicht zu groß zu machen, weil man dadurch einige Mark sparen kann.

Eine sehr lange Rede hielt der nationalliberale Dr. Sattler. Jedoch auch er weiß nur in Kleinigkeiten zu sparen. Einer unserer Genossen sagte früher einmal, wenn man das jetzige System wolle, dann müsse man die Summen bewilligen, denn viel billiger als die Regierung kann es eine Aktien-Gesellschaft, die das ganze Getriebe in Submission erhält, auch nicht machen. Wer sparen wolle, müsse mit dem System brechen. Die gegenwärtige Lage beweist, wie Recht unser Genosse hatte. Wohl hat man vor zwei Jahren 7000 Mann aus der Militärvorlage gestrichen, bald eine Kaserne, einen Exerzierplatz oder Aehnliches verweigert. So ist gespart worden, und bei allem redlichen Sparen ist die verzweifelte Finanzlage entstanden, weil der Appetit des Militärmolochs viel schneller wuchs als die Steuerkraft des Volkes.

Graf Limburg hielt eine konservative Rede, d. h. er wußte es so darzustellen, daß die Flotten-, Kolonial- und Khakipolitik nur im Interesse des Handels und der Industrie gemacht werde. Allerdings kostet diese Politik viel Geld, aber jetzt kann sie „der nationalen [illegible] wegen" nicht mehr aufgegeben werden. Aber di[illegible]thschaft ist ein dem Handel und der Indu[illegible] gleichberechtigter Faktor, also muß [illegible]igkeit geübt und den Junkern mü[illegible]hen bewilligt werden. Zum [illegible]en Reichskanzler und verla[illegible]h über Krüger und Südafrika [illegible] vorher verabredet, denn [illegible] Angelegenheit, und deshalb [illegible] Gelegenheit, um eine nicht [illegible] ausgearbeitete Rede zu halten. In schon [illegible]en Sätzen erklärte er, daß er den Ausbruch des Krieges bedaure, und daß es sehr schön wäre, wenn die Sache durch ein Schiedsgericht erledigt werden könnte. Verlaufe die Angelegenheit zu Aller Zufriedenheit, dann können wir schon jetzt die feste und bestimmte Versicherung geben, daß wir uns darüber freuen wollen. Mehr thun können wir nicht. Durch das Wettrüsten sind Situationen geschaffen, die leicht zu Explosionen und Weltbränden führen können. Wäre Krüger nach Berlin gekommen, so hätte er ihm nur unverbindliche Höflichkeiten sagen können, Höflichkeiten, die Krüger und den Boeren nichts genützt, uns aber vielleicht geschadet haben würden. Durch die schwungvoll vorgetragene Rede waren die Liberalen fast in Verzückung gerathen und nun konnte die Sitzung, die mit der trüben Zukunftsmalerei begonnen hatte, vertagt werden.

Der neue Reichskanzler repräsentirt nur eine neue Nummer des alten Zickzackkurses. Seine gestrige Rede gegen die Politik der „Intervention" und für die Politik der „Mediation" steht ebenso im Widerspruch zu den früheren Thaten der deutschen auswärtigen Politik wie der von ihm aufgestellte „Grundsatz", daß die Politik eines großen Landes in kritischer Stunde nicht von Eingebungen des Gefühls beherrscht werden darf. Grade in der zur Debatte stehenden Transvaalfrage sind vor etwa 5 Jahren Eingebungen des Gefühls für eine Politik maßgebend gewesen, die dem Anfang einer Intervention in dem Sinne, wie Graf Bülow sie auffaßt, ganz unzweifelhaft sehr ähnlich sehen. Und das war nicht der einzige Fall. Auch gegenüber Japan griff Deutschland gemeinsam mit Rußland und Frankreich in intervenirender Form ein und half dazu, den Japanern die Beute aus ihrem siegreichen Kriege gegen China abzujagen, die dann mühelos Rußland in den Schooß fiel. Die „Intervention" richtete sich in Ostasien gleichermaßen wie in der Transvaalfrage gegen England. 1896 erklärte der Vorgänger des Grafen Bülow im Staatssekretariat des Auswärtigen, Frhr. v. Marschall, daß jede Veränderung der staatsrechtlichen Stellung Transvaals die deutschen Rechte schwer beeinträchtige und daß das Deutsche Reich sich nicht der Pflicht entziehen könne, diese „legitimen Interessen" zu schützen. Hätte Graf Bülow schon damals den Platz des Staatssekretärs innegehabt, er würde vermuthlich ebenso gesprochen haben, denn es galt, das Eingreifen des Kaisers in die Transvaalfrage durch das berühmt gewordene Telegramm an den Präsidenten Krüger zu rechtfertigen. Heute haben wir ein deutsch-englisches Abkommen und heute bedeutet man Krüger höflich, nicht nach Berlin zu kommen, weil ihm das doch nichts nützen, uns aber schaden könnte. Was vor fünf Jahren von allen Patent-Patrioten bejubelt wurde, das ist heute in den Augen des Grafen Bülow eine Donquichoterie.

Wir haben uns auch in den Tagen der hochgehenden Englandhetze, als die deutschen Dampfer beschlagnahmt wurden, von der Theilnahme an dieser Hetze ferngehalten und es vernünftig gefunden, daß die Regierung sich nicht von der überschäumenden „patriotischen" Erregung zu Thorheiten fortreißen ließ, sondern den Kopf kühl behielt. Aber damit ist nicht aus der Welt geschafft, was vorher geschehen ist. Und wenn die „Staatsmänner" es verstehen, sofort einzuschwenken, wenn der politische Wind an maßgebender Stelle plötzlich aus anderer Richtung weht, so dürfen sie sich doch nicht wundern, daß große Volksmassen nicht so schnell ihre Auffassung ändern und dafür auch gleich „Gründe" bei der Hand haben. Im Uebrigen ist die Bülow'sche Rede so recht geeignet, einmal wieder das Unstäte in unserer Reichspolitik in's rechte Licht zu rücken. Die Schuld trifft unsere Staatsmänner, die entweder nicht die Fähigkeit oder den Muth haben, den Anforderungen eines großen, konstitutionell sein sollenden Staatswesens gerecht zu werden. Der neue Reichskanzler trägt ja selbstverständlich nicht die Verantwortung für Das, was seine Vorgänger gethan haben. Aber das ist ja eben das Schlimme an den deutschen politischen Zuständen, daß die politische Richtung sprungartig wechselt, ohne Rücksicht auf die Volksstimmung und oft ohne Berücksichtigung der wirklichen Interessen des Volkes und des Landes. Bei so sprunghafter Zickzackpolitik, die sich für die wechselnde Stimmung den wechselnden Mann sucht, ist natürlich die einzig mögliche Art einer Intervention, wenn sie nicht die Gefahr kriegerischer Verwicklung bringen soll: die gemeinsame Intervention der europäischen Großmächte gegen offenbares Unrecht und eine frivole Vergewaltigungspolitik einer derselben ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Chinavorlage wird in diesem Jahre nicht mehr erledigt werden. Wie bereits mitgetheilt, hat die Büdgetkommission sich bis nach Neujahr vertagt, ohne die Vorlage zu Ende berathen zu haben. Rückständig sind noch die Fragen wegen der Gewährung von Pensionen, hinsichtlich deren in der Zwischenzeit ein Gesetzentwurf der Regierung erwartet wird. Ferner sind nicht erledigt worden die Anträge des Abg. Richter, welche sich auf die künftige Behandlung außeretatsmäßiger Ausgaben beziehen und eine schärfere Kontrole des Reichstages bezw. ein Klagerecht desselben ermöglichen sollen. Endlich ist nicht erledigt worden die vom Zentrum eingebrachte Resolution, welche auffordert, in dem Vertrag mit China die Freiheit der christlichen Religionsübung auszubedingen.

Die Beschlüsse, welche die Kommission am Montag noch gefaßt hat, können leicht verhängnißvoll werden. Der Bestimmung über die Auflösung der verfassungswidrig gebildeten Truppentheile wurde nämlich in folgender Form angenommen:

„Die nach China entsandten Truppenkörper, für welche eine gesetzliche Basis nicht besteht oder nicht zum Zwecke dauernder oder vorübergehender Besetzung chinesischen Gebietes geschaffen wird, sind, sobald sie ihre Aufgabe in China erfüllt haben werden, aufzulösen.

„Die nach Deutschland zurückkehrenden Offiziere, Unteroffiziere, Kapitulanten, Mannschaften und Beamten der Expeditionskorps werden, soweit sie nicht sofort in offene etatsmäßige Stellen einrücken können, zunächst überetatsmäßig verpflegt und rücken beim Freiwerden von etatsmäßigen Stellen in solche ein."

Für die Regierung, die das Bedürfniß hat, eine dauernde Kolonialarmee zu schaffen, ist das gradezu ein Wink, sich nicht zu geniren und nur dreist zu fordern; die Mehrheit ist zum Bewilligen bereit. Die Widerstandsfähigkeit der bürgerlichen Parteien gegen die immer bedenklicheren Ansprüche der Weltpolitik ist also vollständig gebrochen.

In der Frage der Kostendeckung hat der Schreck, den der Reichsschatzsekretär den bürgerlichen Politikern eingejagt hat, nur die Wirkung gehabt, daß die 153 Millionen von der Kommission bewilligt wurden, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was im Allgemeinen aus der Reichsfinanzwirthschaft bei diesen fortgesetzten Riesenpumpen werden soll. Es wurde zwar ein neuer Paragraph eingefügt, wonach Verkaufserlöse für entbehrlich werdende Gegenstände (vielleicht für das berühmt gewordene Walderfee'sche Asbesthaus?) und sogar Einnahmen aus der Veräußerung von Kriegsbeute und aus örtlichen Kontributionen in Anrechnung gebracht werden sollen. Aber das dürfte verteufelt wenig einbringen. Auch Entschädigungen, welche für die Kosten der Expedition oder für allgemeine Benachtheiligungen des Reiches gezahlt werden, sollen zur Verminderung der Reichsschuld verwendet werden. Das ist jedoch eine Zukunftshoffnung, die selbst dem Reichsschatzsekretär sehr problematisch erscheint.

Müller-Fulda zog seinen Antrag zurück und forderte erneut eine Schaumwein- und eine Saccharinsteuer. Genosse Bebel ging mit der Reichsfinanzpolitik im Allgemeinen und mit der Finanzkunst des Zentrums im Besonderen scharf in's Gericht. Er führte aus: Die Ausführungen des Staatssekretärs Thielmann über die ungünstige Finanzlage scheint einen Angst- und Nothschrei zu bedeuten, der an den Reichstag gerichtet ist und uns sagt: Seid vorsichtig. Dem Drängen an gewissen Stellen nach bestimmten neuen, weitschichtigen Unternehmungen vermögen die Regierungsstellen schwer zu widerstehen. Der Reichstag hat die Aufgabe, diesen Widerstand zu leisten. Es ist ganz falsch, das Reichs-Schatzamt wegen der ungünstigen Finanzlage zu beschuldigen. Der Reichstag allein trägt die Schuld, daß wir rapide dem Bankerott entgegengehen. In fünf und sechs Jahren werden wir nicht mehr aus noch ein wissen. Die 80 Millionen-Anleihe ist doch nur durch das China-Abenteuer nöthig geworden, das durch die laufenden Einnahmen nicht bezahlt werden könnte. Es liegt auch in dieser Beziehung ein durchaus verfassungswidriges Verfahren der Reichs-Finanzverwaltung vor. Aber die maßgebenden Parteien schließen hier die Augen, während in Wirklichkeit hier ebenso, wie in den anderen von uns behandelten Fragen, eine Indemnitätsertheilung nöthig wäre. Wenn Sie eine Saccharin- und Schaumweinsteuer machen, so wäre das ein Tropfen auf dem heißen Stein. Greifen Sie doch zur Branntwein-Liebesgabe, zu den Zuckerprämien, da haben Sie gleich 75 Millionen, welche das Volk lieber dann an das Reich gezahlt sieht, als an die privaten Nutznießer. Ferner sind wir durchaus der Meinung, daß, da Entschädigungen von China gar nicht oder nur wenig einkommen, die neuen Summen durch eine besondere Kriegssteuer aufgebracht werden müssen. Diejenigen Kreise müssen getroffen werden, die sich am lautesten für den Chinazug begeistert haben. Es Es muß eine progressive Einkommensteuer in Verbindung mit einer Vermögenssteuer geschaffen werden. Das Reich wird von selbst zur Einkommensteuer schließlich greifen müssen, wenn das Versprechen des Zentrums verwirklicht werden soll, daß die zu erwartenden höheren Einnahmen aus der Zollgesetzgebung für Arbeiter-Wohlfahrtszwecke verwendet werden sollen. Ich mache insbesondere die Zentrumspartei verantwortlich für die ganze gegenwärtige Finanzwirthschaft. Man kann beinahe Respekt bekommen vor den Nationalliberalen. So schlimm haben diese es denn doch nicht getrieben wie jetzt das Zentrum; allerdings machen sie jetzt mit dem Zentrum alle diese Ungeheuerlichkeiten mit. Sehr üble Folgen werden aus der jetzigen Finanzlage erwachsen beim Abschluß der Handelsverträge. Man wird versuchen, möglichst viel aus Zöllen für das Reich hereinzubringen und hierdurch wird die wirthschaftliche Entwicklung wiederum in hohem Maße gehemmt und damit werden auch die Reichsfinanzen weiter erschwert."

Auch Herr Bachem vom Zentrum gab zu, daß die Finanzwirthschaft immer fehlerhafter werde und daß das beliebte Verfahren, Gelder, die für andere Zwecke bewilligt sind, für den Chinarummel zu verwenden, eine eklatante Verfassungsverletzung sei. Aber nach all den mehr oder minder schönen Reden wurde der § 1 in der Fassung der Regierungsvorlage angenommen und über die Tilgung der bewilligten M. 15 277 000 nichts beschlossen. Auch ein Antrag Richters, welcher bestimmt wissen wollte, daß weitere Kosten der China-Expedition in den folgenden Jahren rechtzeitig auf den Etat zu bringen sind, wurde abgelehnt. Die Mehrheit der Kommission hat offenbar das Bedürfniß, an die Folgen ihres Bewilligungseifers recht wenig erinnert zu werden.

Die Mohrenwäsche wird fortgesetzt! Die See-Berufsgenossenschaft hat soeben gegen Raabs Broschüre „Die Nothflagge weht!" eine Vertheidigungsschrift erscheinen lassen, die wir nächstens eingehend besprechen werden. Der famose Brief des Rhederhäuptlings Laeisz mit dem herrlichen Motto: „Mundus vult decipi!" kommt darin allerdings noch nicht zur Erörterung; einstweilen versuchen die Leiter der Berufsgenossenschaft, sich von älteren Sünden zu reinigen. Die Vertheidigung des Laeisz übernimmt vorläufig einer seiner Genossen von der See-Berufsgenossenschaft persönlich, ein Herr Rud. H. Meyer in Papenburg. An die „Köln. Volks-Ztg." richtet er ein Schreiben, in welchem er den Laeisz-Brief als harmlos darstellt, so harmlos wie — die Unfallverhütungsvorschriften! Herr Meyer meint, der Brief lasse auch eine harmlose (das Lieblingswort der Rheder, wie es scheint!) Auslegung zu, und deswegen, meint er, „muß der Unparteiische meines Erachtens billigerweise aus den Thaten des Verstorbenen folgern, welche Auslegung die richtige ist, denn „an ihren Werken werdet ihr sie erkennen" — ein zufällig auch recht unglücklich gewählter Ausdruck kann unmöglich als Beweis für die Unehrenhaftigkeit eines Mannes anerkannt werden, der durch seine Thaten den vollen Gegenbeweis der Ehrenhaftigkeit liefert".

Die Thaten des Herrn Laeisz? Von irgend-

---

[40] (Nachdruck verboten.)

Annemarie.

Roman von Mary Misch-Kastner.

In der ersten Zeit ihrer Thätigkeit war sie noch sehr zaghaft im Fordern. Sie konnte Anfangs, wie damals beim Günzlinger Pfarrer, das Gefühl nicht los werden, daß sie die Leute übervortheile. Doch bald aber erwachte die Lust am Gewinn. So lange sie noch nichts selbst einkaufte und nur die ererbten Vorräthe losschlug, so lange war das Geschäft höchst einfach: sie fügte zu den von der Binderin verzeichneten Preisen einen bestimmten Prozentsatz als Gewinn hinzu. Nachdem jedoch die erste Scheu einmal überwunden war, merkte sie bald, daß gewisse Dinge für manchen Sammler einen höheren Liebhaberwerth hatten und daß sie dafür dreist mehr fordern könne.

Schließlich fuhr Annemarie auch auf die Auktionen; und es war kaum mehr als ein halbes Jahr seit dem Tode ihrer Wohlthäterin vergangen, da war die Krapsin, die „Kunsthändlerin", allgemein in der Gegend bekannt und beliebt. Man handelte gern mit ihr; sie war so liebenswürdig, so nett und jung. Das war ein anderes Ding, als früher die Geschäfte mit der mürrischen Alten.

Um die Annemarie bei sich zu sehen und mit ihr zu lachen und zu schwatzen, kaufte mancher Pfarrherr, der sich eigentlich aus dem Kram gar nichts machte, eine Dose, ein Ringlein oder eine Reliquie für sein Kirchlein. Dabei sprach sie gar nicht viel von dem Geschäft selbst; das machte sie so nebenbei zwischen den Neuigkeiten ab, die sie aus Stadt und Land zu berichten wußte.

Ihr Aussehen, ihre Sprache, ihr ganzes Gehaben hatten sich dabei mit überraschender Schnelle gewandelt, mit der nur den Frauen eigenen Anpassungsfähigkeit an eine veränderte Lebenslage und deren Bedürfnisse. Sie war stärker und stattlicher geworden; Heddy behauptete sogar, sie sei gewachsen. Ihr Auftreten war sicher und gewandt.

Auch sonst hatte sie Glück in Allem, was sie anfing, das zeigte sich zur großen Ueberraschung der Bergauer gar bald. Einige behaupteten freilich, der Herr Ingeniör Köhler habe dabei seine Hand im Spiel. Ursprünglich hieß es nämlich, der Bergauer Bahnhof käme nach dem Süden der Stadt, und ganz unter der Hand hatte der Apotheker, der Krösus von Bergau, sich vor längerer Zeit dort einige Grundstücke angekauft. Plötzlich wurde aber eine andere Strecke tracirt, die nördlich um die Stadt führte. Und eines Tages kam ein Herr von der Regierung, um mit der Annemarie wegen ihres alten Leineweberhäuschens zu unterhandeln. Unweit davon, mitten auf freiem Felde, sollte der neue Bahnhof erbaut werden, und das ganze umliegende Gelände, das Häuschen nebst Garten und Kartoffelfeld, wurde zu den Geleisanlagen gebraucht. Annemarie erhielt für das kleine Anwesen, für das sie nicht einmal einen Miether gefunden, weit über seinen ursprünglichen Werth bezahlt, und der Apotheker hatte zum Gaudium der ganzen Stadt das Nachsehen.

Die Krapsens zerschmolzen jetzt in Zuneigung, Ehrfurcht und Bewunderung. Der alte Kraps sprach keine zehn Sätze mehr, in die er nicht „seine Schwiegertochter, die Annemarie", hineingeflochten hätte. Annemarie hatte ihnen zwar die Vergangenheit verziehen, aber sie nicht vergessen. Sie verstand es meisterhaft, sich die Verwandtschaft in respektvoller Entfernung zu halten und alle von Zeit zu Zeit versuchten Eingriffe in ihre Selbstständigkeit zurückzuweisen. Sie verkehrte freundlich mit ihnen, aber beileibe nicht mehr.

Der Anton wurde nur selten erwähnt; Annemaries Gesicht wurde dann finster und ihre Lippen zogen sich verächtlich zusammen. Sie fing an, ihn zu hassen. Aber dann erfaßte sie wieder die Angst um ihn. So wurde sie ihres neuen Glücks nicht recht froh.

Oft, wenn sie übermüthig ob ihrer Erfolge werden wollte, kam ihr der Anton in den Sinn, und daß sie ein armes, eheverlassenes Weib sei, dessen Mann sich als Lump in der Welt umhertreibe — und gleich legte es sich wie ein schwarzer Schleier über ihren Frohsinn.

Zuweilen, wenn sie ein besonders gutes Geschäft gemacht und die Goldstücke in ihrer Tasche klimperten, faßte sie sich zweifelnd an die Stirn oder kniff sich in den Arm, ob sie es denn wirklich sei, die arme Leinewebers-Annemarie, die Frau des weggelaufenen Flickschneiders Kraps, die Tochter der blutarmen Wäscherin, die noch vor einem Jahr dem Hungertod in's Auge geblickt hatte. Und es kam wohl auch in der ersten Zeit vor, daß sie ihre Schritte statt nach dem vornehmen, großen Haus auf dem Marktplatz nach dem kleinen Leineweberhäuschen richtete und dann lachend umkehrte. Aber eines Tages fand sie das alte Heim nicht mehr vor, die Eisenbahnleute hatten es niedergerissen.

* * *

„Halloh! Wenn ich bis Bergau mitfahr', was kost's?"

Der Fuhrmann musterte den Rufer, dann hielt er an. Er führte keine Kostbarkeiten, die des Raubens werth waren, mit sich, nur Steine und Eisenschienen, sonst hätte er nicht lange mit dem Weiterfahren gefackelt, denn im Bergauer Wald gab's Gesindel, dem nicht zu trauen war.

„Steig' auf!" brummte er zwischen den Zähnen, mit denen er eine Thonpfeife hielt, aus der er mächtige Wolken in die Luft qualmte.

„Verdammtes Wetter!" sagte der Fremde, und er mochte es wohl bitter empfinden, da sein Rock bis auf die Haut durchnäßt war.

„Seid Ihr aus Bergau?" fragte er, als er, in eine wollene Decke eingewickelt, neben dem Fuhrmann saß.

„Ah na, das grad net! Ich bring blos a Fuhre hin."

„Und bekannt seid Ihr dort auch nicht?"

„Ah na, das grad au net!"

Sie saßen Beide eine ganze Weile schweigend neben einander. Der Regen klatschte unaufhörlich in ihre Gesichter; der Wald schien kein Ende zu nehmen, so ungeduldig der Fremde auch mit den Füßen klopfte. Die Nacht brach herein, und immer waren sie noch weit von Bergau.

„Die Rösser lassen sich Zeit."

„Hm, die Last ist schwer. A verteufelter Wald in der Nacht!" ließ sich der Fuhrmann vernehmen, schwieg aber eingeschüchtert, als sein Begleiter spöttisch sagte: „Die paar Bäum' da?! In Kalifornien haben wir Wälder, mehr als vierzig Meilen lang. Well!"

Wieder ging es eine Weile weiter, bis sich plötzlich der Wald in eine weite Lichtung öffnete; Aecker und Wiesen breiteten sich zu beiden Seiten aus. Der Mond stieg auf und beleuchtete das blasse Gesicht des Mitfahrenden. Es war der Anton, der Anton Kraps, der nach zweijähriger Abwesenheit heimkam zu seiner Annemarie.

In A. hatte er den Omnibus verpaßt und sich zu Fuß aufgemacht, bis ihn der Regen überraschte. Aber nun waren sie bald am Ziel, wie er sich mit einem tiefen Seufzer sagte.

Das war nämlich ein Reinfall gewesen, das Amerika, ein verdammter Reinfall mit Hunger, grober Arbeit, gelbem Fieber und Monate langem Krankenhaus. Dagegen war's im Leineweberhäuschen wie im Himmelreich. Wenn er nur erst wieder d'rin saß, warm und behaglich bei der Annemarie, die ganz närrisch vor Freud' war und ihn halb todt busselte, ja, dann war Alles wieder gut.

In der Vorfreude zündete er sich eine Zigarrette an; aber das rechte Wohlbehagen wollte nicht kommen, obwohl es jetzt zu regnen aufhörte.

„Wie spät ist's jetzt?" fragte er, da ihm seine Uhr — so nahm er sich vor, zu Annemarie zu sagen — gestohlen worden war.

Der Fuhrmann schaute ihn mißtrauisch von der Seite an, ohne die faustgroße Silberne vom Großvater her aus der Tiefe seiner Westentasche hervorzuholen. Man konnte nie wissen. „Bald Neune!" erklärte er bestimmt. „Gleich sein m'r da."

Und richtig, da fing es bereits zu stoßen und zu holpern an; kleine Häuschen tauchten rechts und links aus der Dunkelheit auf, matte Lichtstrahlen fielen aus den Fenstern, Hunde bellten. Allmälig wurden die Häuser größer, Kinder huschten vorbei, die sich noch den letzten Abschiedsklaps versetzten, Gelächter und Plaudern drang aus den geöffneten Hausthüren — sie waren in Bergau. In Bergau! Anton schaute mit großen Augen in die halbe Dunkelheit, seine Mundwinkel zuckten und das Athmen wurde ihm verteufelt schwer.

„Laßt mich jetzt absteigen," bat er, und seine Stimme klang heiser. Er drückte dem Mann einen Groschen in die Hand und lief fort, gradeaus bis auf den Marktplatz. Da blieb er stehen und schaute, den Hut fest über das halbe Gesicht gezogen, daß ihn Niemand erkennen konnte, seiner Eltern Haus an. Die Mauer, an die er sich lehnte, stieß an der verstorbenen Binderin Haus, aber daran dachte der Anton nicht. Es war ihm so sonderbar, daß dort seine Eltern saßen und vielleicht von ihm sprachen. Nichts Gutes wahrscheinlich. Und sieh, nun that sich sogar das Fenster auf. — Schnell zurück, sonst sah man ihn! Der Vater war's. Die Brille hatte er auf der Glatze sitzen, und wie früher machte er sich daran, die grünen Läden zu schließen, die von innen mit einem Eisenstift befestigt wurden. Vorher schaute er noch nach dem Himmel und prophezeite zu morgen gutes Wetter. Und jetzt — Anton zuckte zusammen — rief eine kräftige Frauenstimme, der Mutter Stimme — unter Tausenden hätte er sie erkannt: „Hat d' Schwiegertochter no Licht?"

„Bewahr'," antwortete der Vater, und zog die Läden an.

(Fortsetzung folgt.)